

USA, 1932-1947; Pattsituationen in transatlantischen Handelsverhandlungen, 1948-1957; Europäische Wirtschaftsgemeinschaft und transatlantische Beziehungen, 1958-1963; Auswirkung der ersten EG-Erweiterung auf die US-Handelspolitik; Einheitliche Europäische Akte (EEA) und transatlantische Handelsbeziehungen in den 80er Jahren; Wettbewerb zwischen der EU und den USA, 1995-2010.

Die Fallstudien vermitteln eine sehr detaillierte Darstellung der US-Handelspolitik seit den 1930er Jahren bis heute, insbesondere in Bezug auf die Rolle der exportorientierten Interessengruppen. Darin liegt auch eine der Schwächen der Studien: Durch den starken Fokus auf die US-Handelspolitik erfährt der Leser weniger über die EG/EU-Handelspolitik. Diese wird auf die Präferenzen von zwei Staaten (Frankreich und Deutschland) reduziert. Des Weiteren ist bei der fünften Fallstudie, wie der Autor selbst zugibt, die Erklärungskraft der „Schutz-für-die-Exporteure-These“ gering. Wenn präferentielle Handelsabkommen die Verhandlungsmacht der Unterzeichnerstaaten erhöhen, warum entscheiden sie sich für multilaterale Handelsliberalisierung, wie dies in der Uruguay-Runde des GATT und der Doha-Runde der WTO geschah? Auch die sechste Fallstudie liefert keine überzeugende Evidenz für die „Schutz-für-die-Exporteure-These“. Der Autor argumentiert zwar, dass die Zunahme des Aushandelns von präferentiellen Handelsabkommen, vor allem seitens der EU, zu einer Mobilisierung der US-Exporteure führte, die dann im Jahr 2002 in ein Handelsvollmacht-Gesetz (*trade promotion authority bill*) mündete. Dieses ermächtigte den US-Präsidenten, Handelsabkommen auszuhandeln, welche

beschleunigt vom US-Kongress beraten werden (*fast track*). Die Studie kann zwar insgesamt gut erklären, inwiefern das Interesse der USA an bilateralen und regionalen Handelsabkommen in den späten 1980er Jahren (US-Kanada und US-APEC) eine Reaktion auf die Vertiefung europäischer Integration, insbesondere auf die EEA, war. Aber die EU und die USA reagieren zunehmend weniger aufeinander, sondern eher auf Drittstaaten, insbesondere auf Schwellenländer. Dadurch wird der Fokus auf transatlantische Handelsbeziehungen etwas problematisch. Dies sind nur drei unwesentliche Kritikpunkte, welche die Qualität dieser Studie in keiner Weise beeinträchtigen.

Insgesamt ist es dem Autor hervorragend gelungen, Theorie mit empirischer Evidenz zu verknüpfen. *Andreas Dür* hat ein exzellentes Buch über die transatlantischen Handelsbeziehungen von 1930 bis 2010 geschrieben. Durch seine Langzeitperspektive und den Vergleich der EU- und US-Handelspolitiken mit speziellem Fokus auf den Einfluss von Interessengruppen, hat der Autor ein Referenzwerk der Internationalen Politischen Ökonomie geschrieben, das von allen gelesen werden sollte, die sich mit Handels- und Kooperationsfragen befassen.

*Eugénia da Conceição-Heldt*

Harnisch, Sebastian, Cornelia Frank und Hanns W. Maull (Hrsg.). *Role Theory in International Relations. Approaches and Analyses*. Abingdon. Routledge 2011. 322 Seiten. 95 €.

Rollentheoretische Ansätze haben in der Theorie der Internationalen Beziehungen lange Zeit keine prominente Rolle gespielt. Dies ist – wie die Her-

ausgeber zu Recht betonen – zu bedauern, weil soziale Rollen ein entscheidendes Bindeglied zwischen Akteuren und gesellschaftlichen Strukturen darstellen. Besonders deutlich zeigt sich dies bei der Ko-Konstitution von ego- und alter-Elementen in nationalen Rollenkonzeptionen, die im symbolischen Interaktionismus von George H. Mead wegweisend theoretisiert wurde (vgl. dazu den sehr lesenswerten Beitrag von *Harnisch*). Schon allein deshalb war diese Bestandsaufnahme rollentheoretischer Ansätze vier Jahrzehnte nach Holstis wegweisendem Aufsatz mehr als überfällig.

Der Band besteht aus drei, etwa gleich großen Teilen: Der erste Teil befasst sich vor allem mit theoretischen Aspekten. Zunächst stellt *Sebastian Harnisch* die wichtigsten rollentheoretischen Konzepte vor, die den folgenden Beiträgen zugrunde liegen. Darauf folgt *Marijke Breunings* Bilanz rollentheoretischer Forschung, die Desiderata für künftige Analysen aufzeigt. Nach *Harnischs* Darstellung von Meads Beiträgen zur Rollentheorie und internationalen Politik untersucht *Harald Müller* die Möglichkeiten und Perspektiven für deliberativ orientierte Rollen in den internationalen Beziehungen, bevor *Dirk Nabers* erörtert, welches Potential die Diskurstheorie von Laclau und Mouffe für die Erklärung von Rollenwandel besitzt.

Der zweite Teil befasst sich mit dem Zusammenhang zwischen Rollen und Institutionen. Innovativ ist hier nicht zuletzt die Untersuchung der Rollenentwicklung internationaler Organisationen. *Trine Flockhart* analysiert unter Rückgriff auf die Social Identity Theory den Rollenwandel der NATO seit ihrer Gründung. *Rikard Bengtsson* und *Ole Elgström* bieten einen aufschlussrei-

chen Vergleich der Selbstwahrnehmung der EU als „normative power“ mit der Fremdwahrnehmung durch osteuropäische Staaten und assoziierte Entwicklungsländer. Zwei weitere Beiträge von *Cornelia Frank* und *Rachel Folz* untersuchen vergleichend den Einfluss der EU auf die außen- und sicherheitspolitischen Rollenkonzepte von Polen und Deutschland bzw. Schweden und Norwegen.

Der dritte Teil nutzt rollentheoretische Ansätze nahe liegender Weise für die Analyse US-amerikanischer Hegemonialpolitik und ihrer internationalen Optionen. *Hanns Maull* erörtert – mit pessimistischem Unterton – die Vereinbarkeit des amerikanischen Rollenkonzepts mit denjenigen der wichtigsten US-Verbündeten in Europa und Asien (Japan). *Raimund Wolf* analysiert den Einfluss des 11. Septembers auf das Rollenverständnis der Bush-Administration und der amerikanischen Wahlbevölkerung. Inwieweit die US-Rollenkonzeption Konflikte mit dem französischen Verbündeten (und dessen eigener Konzeption) ausgelöst oder verstärkt hat, thematisieren *Ulrich Krotz* und *James Sperling* in ihrem Aufsatz. Einen interessanten Ausblick auf Chinas Probleme bei der Übernahme einer führenden internationalen Rolle bieten schließlich *Jörn-Carsten Gottwald* und *Niall Duggan*.

Am Ende des Bandes resümieren die Herausgeber die Ergebnisse. Dabei gehen sie vor allem auf die von den Autorinnen und Autoren untersuchten Auslöser von Rollenwandel und -anpassung ein, ehe sie vor dem Hintergrund der Ergebnisse den weiteren Forschungsbedarf skizzieren. In diesem Zusammenhang heben sie insbesondere die weitere Analyse von Kausalmechanismen und deren Rahmenbedingungen

sowie der innovativen Praktiken von politischen Unternehmern hervor (261). Insgesamt bietet der Band einen lesenswerten Überblick über die Ergebnisse und Potentiale aktueller Rollenforschung. Viele der Beiträge sind dabei nicht nur in konzeptioneller Hinsicht aufschlussreich, sondern unabhängig davon auch schon interessant als materialreiche Darstellungen aktueller außenpolitischer Entwicklungen.

Weniger deutlich zeigt die Lektüre, inwieweit die angewandten rollentheoretischen Ansätze die weitere agent-structure-Debatte maßgeblich bestimmen können. Zwar ist den Herausgebern und Autorinnen durchaus beizupflichten, wenn sie Rollen an der entscheidenden Schnittstelle dieser beiden Perspektiven verorten. Insofern verdienen Rollen und Rollenkonzeptionen in der Tat größere Aufmerksamkeit. Problematisch erscheint aber der umfassende Charakter des verwendeten Rollenbegriffs. Rollen werden in dem Band verstanden als „social positions (as well as a socially recognized category of actors) that are constituted by ego and alter part expectations regarding the purpose of an actor in an organized group“ (8). Dies zeigt bereits die große Nähe zu und Überschneidung mit anderen zentralen Kategorien der IB wie „Interesse“, „Identität“, „Ideologie“ oder „Status“. Diese sehr breite Konzeptionalisierung des Rollenbegriffs findet sich explizit auch im Schlusskapitel der Herausgeberinnen, wo möglicher Rollenwandel an der Veränderung von Strategien, Instrumenten, Zielen, Interessen oder Identitäten festgemacht wird (Tabelle 14.1, 253). Angesichts dieses expansiven Begriffsverständnisses, der vielen möglichen Ursachen von Rollenänderungen (sieben werden auf den Seiten 253-55

genannt) sowie der großen Akteurspielräume bei Rollenkonflikten (256), ist es nur konsequent, dass die Herausgeber im Rollenwandel ein ubiquitäres Phänomen der internationalen Politik sehen (261). Damit stellt sich jedoch die Frage, ob ein so umfassender und wandelbarer Faktor überhaupt großes Erklärungspotential besitzen kann. Für künftige Analysen wäre es unter Umständen fruchtbarer, wenn der Rollenbegriff stärker zugespitzt würde auf die normativen Erwartungen, die mit bestimmten sozialen Positionen verbunden sind.

Ungeachtet solcher Fragezeichen machen die sorgfältig recherchierten Beiträge dieses wichtigen Bandes deutlich, dass es sich lohnt, rollentheoretische Ansätze öfter analytisch zu nutzen und konzeptionell weiterzuentwickeln.

*Reinhard Wolf*